

Der erste Kuss

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **199 (1926)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der erste Kuß.

Von Dr. Châtelain.

„Und du, Jakob,“ fragte Großmann — wir waren eine lustige Gesellschaft —, „sagst du nichts? Sprich und erzähle, leg' los, alter Knabe. Ich hätte dir eine famose Idee. Wie wär's, wenn du uns erzähltest, wie es bei deinem ersten Kuß zuging?“

„Bravo, bravo!“ riefen wir alle, „famose Idee!“

„Junger Mann, Mut gefaßt. Wir sind unter uns, und niemand hört uns zu.“

„Über . . ., ich weiß nicht . . ., ich glaube . . . meine Mutter hat mich wohl zum erstenmal geküßt, damals fiel's mir nicht ein, sie wieder zu küssen.“

Da brach ein allgemeines Hallo aus.

„Höre, Dickkopf, hier ist doch nicht von Müttern die Rede, hier im Kneiplokal bei seßhaften Trinkern.“

Wir wußten nicht, ob Jakob Spaß mit uns triebe oder ob er im Ernst solche Sachen behauptete. Man sah's ihm nicht an, sein Blick war frei, aber seine Lippen zeigten nicht den gewohnten schelmischen Ausdruck. Aber es war doch nicht möglich, daß er uns nicht verstand. So naiv ist man doch nicht mehr in dem Alter. Und Jakob hatte dazu vor kurzem sein medizinisches Examen bestanden.

„Halte uns doch nicht für so dumm“, sagte Großmann. „Hier handelt es sich nicht um Ammenmärchen, wir möchten einfach wissen, in welchem Alter du zum erstenmal eine Frau geküßt und wie du dich dabei benommen hast, was sie dazu sagte und kurz, wie es bei dieser Festlichkeit herging. Und zwar ein wenig rasch.“

„Ja so! Das ist kein Geheimnis. Meine jüngere Schwester war damals . . .“

„Höre auf mit Mutter und Schwester!“

„Also meine Cousine.“

„Das ließe sich schon eher hören. Wie alt war sie denn?“

„Ich glaube, sieben Jahre alt.“

„Zu jung, viel zu jung! Hast du nicht etwa auch eine Nichte?“

„Nein!“

„Das ist wirklich gut. Jetzt fehlt nur noch

deine Gotte. Spaß beiseite! In welchem Alter hast du . . .“

„Ah so! Jetzt weiß ich, was ihr meint. Also denn!“

„s ist aber auch Zeit. Wir lassen uns nicht zum Narren halten, es muß was Rechtes sein.“

„Es ist etwas sehr Rechtes!“

Jakob nahm seinen Zwickel von der Nase, pußte ihn, setzte ihn wieder an seinen Platz, sein Gesicht wurde ernst, und er räusperte sich. (Nichts macht so viel Mut, wie das Reinigen seines Zwickers.)

„Vor einem halben Jahre wurde ich 24 Jahre alt, sie war siebzehn. Das schönste Wesen, das man sich denken kann! Schwarze Haare, wunderbar ovales Gesicht, weiße Stirn, große blaue Augen, feiner, kleiner Mund. Wir waren Nachbarn, das heißt, wir wohnten einander gegenüber. Von meinem Fenster aus konnte ich zu ihr hinübersehen. Sie wohnte mit ihrer Mutter in einer alten kleinen Baracke, die nicht in gleicher Linie mit den andern Häusern stand. An jedem Stockwerk war eine große Veranda. Zwei Geraniumstöcke und ein Fink! Der Vogel sang den ganzen Tag. Mutter und Tochter lebten von ihren Näharbeiten ziemlich ärmlich, aber gesund waren sie und frisch und froh. Sie freuten sich am goldenen Sonnenschein, der nichts kostet, und hatten sich gern. Es machte mir das größte Vergnügen, das schöne Mädchen anzuschauen, ein so feines und zartes Geschöpfchen, wie es nur Frauen sein können, die in dem Alter sind, wo sie sich zur schönsten Rosenknospe entwickeln. Sie war wie ein erst entfalteter Schmetterling. Und wenn sie sang, so erquickte es einem das Herz; ihre Stimme war so rein, so süß, wie wenn sie aller Welt ihre große Freude verkünden müßte.

Beide Frauen lebten allein. Sie bekamen, soviel ich beobachten konnte, auch keinen Besuch; sie gingen nicht viel aus, höchstens auf den Wochenmarkt und ab und zu zum Fabrikanten, um ihre Arbeit abzuliefern.

An den langen Abenden im Sommer erholten sie sich am Seeufer, und da begegnete ich ihnen manchmal. Wieder einmal kreuzte ich ihren Weg, da bemerkte ich auf dem Boden das Halstuch, das Marie gewöhnlich trug. Ich hebe es auf und springe ihr nach.

„Danke schön,“ sagte die Tochter, „Sie sind aber freundlich.“

Seitdem grüßten wir uns, wenn wir einander begegneten. Ich nickte sogar, wenn sie am Fenster war. Sie lächelte mir zu. Bei Nachbarn ist das wohl erlaubt.

Mein Studienkamerad Julius Blandenier war damals Assistent in der chirurgischen Klinik. Eines Morgens kommt er zu mir, in großer Eile, und sieht ganz traurig drein.

„Du könntest mir wohl einen Gefallen tun“, fuhr er ohne weiteres heraus. „Ich bekam schlechte Nachrichten von zu Hause. Vater ist krank, und ich reise, ich habe Urlaub auf acht Tage. Du könntest mich vertreten, der Professor ist damit einverstanden. Mit dem Mittags Schnellzuge reise ich. Komm, ich will dir den Dienst übergeben. Du hast übrigens schon alle Fälle gehabt.“

Zwei Tage später — es war Sonntag — hatte ich Dienst. Es klopft. Die Oberschwester kommt.

„Bitte, Herr Doktor, kommen Sie rasch. Man brachte eine Frau, die vom Zug überfahren wurde. Auf dem Bahnhof war ein großes Eisenbahnunglück. Man spricht von mehreren Toten. Die Kranke liegt in Nummer 24, Saal B. Sie ist noch bewußtlos.“

Das Personal kleidete gerade die Berunglückte aus, sie war noch sehr jung und sah aus wie tot. Ihre Haare waren in Unordnung, ihr Gesicht blutüberströmt! Ach! das war ja meine Nachbarin, das Singvögelchen, die kleine Marie.

Raum wurde ich meiner Aufregung Herr, eine furchtbare Angst quälte mich, die Brust preßte sich mir zusammen, als ich sie untersuchte.

Das wird nicht mehr lange dauern, beide Füße sind abgefahren, mehrere Rippen gebrochen und die Kopfhaut beinahe ganz abgerissen.

„Telephonieren Sie, bitte, sofort dem Herrn Professor, Schwester. Machen Sie alles zur Operation bereit.“

Der Professor kam und schüttelte den Kopf. „Da muß man die Füße abnehmen, aber ihre Zustimmung kann man nicht bekommen, benachrichtigen Sie die Familie, Schwester. Wer brachte sie denn?“

„Die Polizei.“

„Kam denn niemand mit?“

„Wir sahen niemand.“

„Aber da können wir nicht warten, sie kann uns ja während der Operation sterben.“

„Ich kenne sie“, sagte ich. Sie wohnt in meiner Nähe mit ihrer Mutter.“

„Holen Sie sie. Geben Sie die Adresse.“

„Ich weiß ihren Namen nicht. Mit Ihrer Erlaubnis springe ich dorthin, es sind nur fünf Minuten.“

„Tun Sie das. Aber eilen Sie. Ich nähe unterdessen die Kopfwunde zu.“

Ich laufe, so rasch ich vermag. Vor dem Hause stehen Frauen und schreien.

„Die Dame im dritten Stock, bitte!“

„Ist tot!“

„Tot!“

„Wurde vom Zug überfahren vor einer Stunde, ihre Tochter auch. Die soll aber noch ein bißchen leben. Die Polizei brachte sie ins Spital; es soll ihr sehr schlecht gehen. Arme Frauen, so etwas ist schrecklich.“

„Haben sie Verwandte?“

„Hier nicht. Der Sohn ist im Ausland.“

Ich sah hinauf zur Veranda, wo der Vogel sein Lied sang und die Blumen im schönsten Sonnenlichte blühten.

Bei meiner Rückkehr war das Mädchen schon auf dem Operationstisch.

„Gut, beginnen wir“, sagte der Professor, nachdem ich ihm Bericht erstattet hatte. „Wir dürfen keine Zeit verlieren, je rascher, desto besser.“

Es war bald getan.

Die Kranke war noch bewußtlos.

Da sagte der Professor: „Ei ei ei, es ist doch traurig, ein so schönes Wesen zu verunstalten.“

Er wischte das Blut ab, das ihm ins Gesicht gespritzt war, und fuhr dann fort: „Die Medizin ist ein schöner Beruf, aber . . . zuweilen ein ganz verdammtes Handwerk. Wenn das Mädchen aufwacht, sagen Sie ihr nicht, daß sie operiert wurde, Schwester. Muß sie sterben, dann braucht sie es nicht zu wissen, daß sie so zugerichtet ist; kommt sie davon, wird man weiter sehen.“

Am andern Morgen kam Marie zum Bewußtsein. Sie wußte nicht, wo sie war, und

schaute verwundert um sich. Sie suchte in ihrer Erinnerung. Als sie dann den großen, unbekanntem Saal sah mit den bloßen, weißen Wänden, die vielen stillen Leute in ihren Betten, die fremden Gesichter, da fürchtete sie sich und rief immerzu: „Mama, Mama!“

Ich eilte zu ihr, und sie erkannte mich.

„Herr, Sie kennen mich, warum bin ich hier, und weshalb kommt meine Mutter nicht? O, wie ich Schmerzen habe, meine Beine tun mir so weh, ich fühle meine Füße nicht mehr. Mama! Mama!“

„Ihre Mutter liegt im andern Saal, bleiben Sie hübsch ruhig, dann sind Sie bald gesund.“

Sie wollte sich nicht beruhigen lassen und schrie nach ihrer Mutter. Dies störte die andern Kranken, man legte sie daher in ein anderes Zimmer. Zuweilen schlief sie, schreckte aber bald aus dem Schlafe auf, wie wenn ihr ein Traum Angst machte. Sie wollte ihre Füße sehen, sie bat so inständig, man möge sie sie doch nur berühren lassen; immer blieb jemand um sie. Die Schwester, die den Dienst versah, konnte nicht genug Geschichten erfinden.

Gegen Abend phantasierte sie. Ich saß an ihrem Bett und hielt ihre Hand. Sie glaubte, ich sei ihr Bruder.

„Ach, Paul, bist du da? Endlich, endlich. Warum sprichst du nichts, warum gibst du mir keinen Kuß? Hast du mich denn nicht mehr gern? Ich bin doch dein Mariechen, weißt du. Mein Gott, muß ich sterben, ohne daß mich jemand küßt? Mutter ist nicht da, sie würde es sonst tun, daß es mir nicht mehr so wehe tut. Paul, sprich doch, bist du denn nicht mehr mein Bruder, oder habe ich dich böse gemacht?“

Meine beiden Arme hielt sie und wollte mich zu ihr ziehen mit bittenden Blicken und unaussprechlicher Angst. Mechanisch wandte ich den Kopf zur Schwester, die auf der andern Seite des Bettes stand und sie zu halten suchte. Nahm sie meinen Blick für eine Frage? Ich las die Antwort klar in ihren Augen, die voller Tränen waren. Ich beuge mich zur Kranken und küsse sie auf die Stirn. Der Todesweiß brach schon aus. Sie lächelte noch einmal ganz glücklich. Dann sagte sie: „Es ist so herrlich, wenn einen jemand gern hat.“ Als es Nacht

wurde und die Stunde kam, da die jungen Vögel unter die Flügel ihrer Mutter kriechen, rief sie nach der ihrigen und verschied.

* * *

„Das ist“, fügte er bei, „die Geschichte meines ersten Kusses.“

Niemand lachte mehr, tiefe Stille herrschte. „Meine Pfeife ist ausgegangen“, sagte Großmann, nur um etwas zu sagen.

Der fröhliche Bauer.

Ein Bauer führte auf einem Wagen einige Schweine in die Stadt zum Verkauf. — Zwischen den Schweinen sitzend, sang er mit heller Stimme: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb; erheitern einander das Leben, ach, wenn es doch immer so bliebe.“

„Kind,“ sagte Herr B. zu seiner Ehehälfte, „ich dachte, wir gingen heute ins Theater?“
„Was wird denn gegeben?“ fragte Madame?

„Was wir lange nicht gesehen haben,“ erwiderte Herr B., — „der Hausfrieden.“

Eine Frau, deren Mann verreist war, schrieb an diesen einen sehnsüchtigen Brief: „Du fehlst mir überall, lieber Adolf. — So oft ich ins Bett steige, denke ich an Dich; stehe ich auf und sehe Deinen Schlafrock am Nagel hängen, so ist mein erster Morgenseufzer: o! hinge doch dein guter Adolf auch da!“

„Lieber Mann,“ sagte eine sterbende Frau zu ihrem schluchzenden Mann, „ich werde wohl das Zeitliche segnen. Gib mir jetzt das Versprechen, daß du nicht wieder heiraten willst!“ — „Ach!“ wimmerte der tiefbetrübte Gatte: „stirb nur erst; das andere wird sich schon finden!“

Ein Soldat brachte einen Brief auf die Post mit der Aufschrift: „An meinen Schatz.“ „Wie heißt Ihr Schatz?“ fragte lachend der Postangestellte. — „Das braucht nicht jeder Schafskopf zu wissen!“ sagte tief beleidigt der Soldat und drehte der Post den Rücken.